



**Joshua E. Leim**

***Matthew's Theological Grammar***

*The Father and the Son*

(WUNT/2, 402)

Tübingen: Mohr Siebeck 2015

298 S., € 84,00

ISBN 978-3-16-153815-5

### **Lena Lütticke (2017)**

In seiner 2015 erschienenen Dissertation untersucht Joshua E. Leim einen Teilaspekt der narrativen Christologie des Matthäusevangeliums, um so das Verhältnis zwischen der matthäischen Gottesrede und der Rede von Jesus Christus, dem „Sohn Gottes“, näher zu bestimmen. Ausgangspunkt von Leims Überlegungen ist seine Beobachtung, dass vor allem die grammatische Bezogenheit der auf Gott bzw. auf Jesus Christus ausgerichteten Proskynese „seriously underdeveloped“ sei (S. 12). Der Gebrauch des vielfach als matthäische „Lieblingsvokabel“ bezeichneten Verbes *proskynein* („in Ehrfurcht niederfallen“) weise eine „Ungrammaticality“ auf, die Leim als unzureichend geklärt beurteilt: Während eine Jesus geltende Proskynese im Gegenüber zu den Seitenreferenten auffallend oft und an zentralen Punkten der matthäischen Erzählung begegnet, heißt es in der zurechtweisenden Ablehnung der Forderung des Satans in Mt 4,10 aus dem Munde Jesu: „*Vor dem Herrn, deinem Gott* sollst du dich niederwerfen (...)“ (vgl. Dtn 6,13). Diese Ungereimtheit, dass die explizit Gott vorbehaltene Ehrerbietung mehrfach und sprachlich undifferenziert auf Jesus übertragen begegnet, nimmt Leim zum Anlass, den christologischen Gehalt der Proskynese sowie das Verhältnis von Christologie und Theologie im Matthäusevangelium grundsätzlich zu reflektieren.

Bereits im Einleitungskapitel macht Leim deutlich, dass er das Matthäusevangelium grundsätzlich als literarisches Kunstwerk und seinen Autor als kreativen und theologisch versierten Schriftsteller versteht, der seine Erzählung mit großer Sorgfalt strukturiert hat. Entsprechend ist sein Fokus weniger auf diachrone Fragestellungen gerichtet, sondern auf die matthäische *story* als Ganze, vor deren Hintergrund er relevante Einzeltex-te – durchaus mit synoptischem Blick auf das Markusevangelium sowie alttestamentliche Parallelen – zu erklären sucht. Seiner Arbeit liegt ferner ein

sprachphilosophischer Zugang zugrunde, nach dem er „Grammatik“ im Sinne Wittgensteins als umfassendes sprachliches Regelsystem versteht, das sich in konkreten Lebenssituationen erweist. Daraus leitet er (mit M. Riffaterre) den Begriff der „Ungrammatikalität“ ab, den er für den im Gegenüber zu den auf Jesus zielenden Proskynese-Belegen scheinbar inkongruenten Gebrauch in Mt 4,10 veranschlagt. Nach einem Forschungsüberblick über die spärlichen Detailstudien zum Verhältnis der matthäischen Christologie und Theologie und einer kurzen Abhandlung über die Facetten des Proskynese-Begriffs postuliert Leim die Grundthese seiner Arbeit: „Matthew’s *theological grammar* is radically reshaped by his ‚filial‘ grammar“ (S. 14 u.ö.). Dazu trägt laut Leim insbesondere das Proskynese-Motiv bei, das eine enge Verbindung der Identität von Gott-Vater und seinem Sohn evoziert. Eine wichtige Textbeobachtung, die ihn zu dieser Annahme führt und sich auch im Aufbau seines Buches spiegelt, ist die Verwendung des Verbes *proskynein* im Matthäusevangelium, das vor allem an drei Stellen auffällt, die in dieser Form einzig im Matthäusevangelium vorkommen und für die Erzählung besonders zentral sind: (1) Innerhalb der Magier-Perikope in Mt 2,11, (2) im Jüngerbekenntnis in Mt 14,33 und (3) in der Begegnung mit dem Auferstandenen in Mt 28,9.17. Dass Matthäus außerdem das Verb an den Stellen abändert oder gar ersetzt, an denen Markus es verwendet (vgl. Mk 5,6 mit Mt 9,18 und vor allem Mk 15,19 mit Mt 27,29), und es zugleich in Passagen einfügt, in deren markinischer Vorlage eine andere Vokabel vorkommt (vgl. Mk 1,40 mit Mt 8,2 und Mt 15,25 mit Mk 7,25), sind zusätzliche Indizien, die für Leim eine Auseinandersetzung mit der christologischen Tragweite der matthäischen Proskynese nahelegen.

Im zweiten Kapitel seiner Dissertation geht der Autor unter dem Leitbild der „Kulturellen Enzyklopädie“ (U. Eco) der semantischen Bandbreite des Proskynese-Begriffs vor allem in der Septuaginta, aber auch im Neuen Testament sowie diverser frühjüdischer und -christlicher Literatur nach. Die schwerpunktmäßige Beschäftigung mit den Schriften der hebräischen Bibel ist durch die Bezogenheit des Evangelisten auf eben jene Texte begründet, die er zugleich auch bei seinen Lesern als bekannt voraussetzt (laut Leim insbesondere der Pentateuch sowie Jesaja, die Psalmen und das Danielbuch). Für die Mehrheit der Belege sicherlich zutreffend, als Gesamturteil jedoch vielleicht etwas zu oberflächlich konstatiert Leim, *proskynein* werde nahezu überall als „worship“ verstanden und beziehe sich im Judentum fast ausschließlich auf die Verehrung des Gottes Israels bzw. auf den unrechtmäßigen Götzendienst. Eine differenziertere Auseinandersetzung mit den Belegen im Buch Genesis, dem Leim selbst „the most flexible use of προσκυνέω“ attestiert (S. 40), wäre vor allem angesichts der für das Matthäusevangelium paradigmatischen Josefsfigur, für dessen Geschichte das Motiv so zentral ist (vgl. Gen 42,6; 43,26.28; 47,31; 48,12; 49,8), wünschenswert gewesen.

Das dritte Kapitel steht ganz im Zeichen der Auflösung der zwischen Mt 2,1–12 und 4,8–10 bestehenden „Ungrammatikalität“. In seinen textnahen Detailexegesen der beiden Abschnitte stellt Leim den gegenwärtigen Forschungsstand dar und ergänzt ihn um einige interessante Erkenntnisse, die sich aus der narrativen Einbettung der Perikopen ergeben. Beispielhaft sei hier die *inclusio* genannt, die Mt 2 und 28 bilden: Im Anschluss an H. Frankemölle argumentiert Leim, die Magier-Perikope und die Erscheinungen des Auferstandenen seien durch die Partikel „Siehe!“, die Freude über die Begegnung, die stilisierte Annäherung und das huldigende Niederfallen (Proskynese) als Antwort auf die Präsenz Jesu gekennzeichnet. Dass beide Erzählungen in der erzählten Zeit außerhalb von Jesu Wirken handeln, ist für die ihm entgegengebrachte Proskynese im Matthäusevangelium eine nicht unwichtige Ergänzung. Weiterhin definiert Leim die aus *erchesthai* („gehen“) und *proskynein* konstruierte „formelhafte Einleitung“ (W. Grundmann), die in der Septuaginta kultische Handlungen kennzeichne, als die rechte Weise der Annäherung an Jesus im Matthäusevangelium und versteht die matthäische Proskynese damit eindeutig als „worship“. Dies gilt umso mehr, da der Evangelist einer potentiellen Fehlinterpretation hätte vorbeugen können, da ihm andere Begriffe für eine nicht kultisch konnotierte Ehrerbietung geläufig waren, die er hätte nutzen können, um die Gott bzw. Jesus geltende Proskynese voneinander zu differenzieren. Wenn Jesus nun in Mt 4,10, der Klimax der Versuchungsgeschichte, dem Satan in Anspielung auf Dtn 6,13 (vgl. Ex 20,5; Dtn 5,9; 10,12) entgegnet, dass Proskynese nur „dem Herrn, deinem Gott“ gelten darf, spricht in ihm der „obedient son“ (S. 77 u.ö.). Dieser hat und wird rechtmäßig Proskynese erfahren (2,11; 28,9.17), zeichnet sich aber, obwohl ihm „alle Macht“ zu eigen ist (11,27; 28,18), gerade durch seine Demut und seinen Gehorsam gegenüber dem Vater aus (vgl. z.B. 26,39.42).

Im vierten Kapitel geht Leim dann zu den fünf weiteren auf Jesus gerichteten Proskynese-Belegen im Hauptteil des Matthäusevangeliums über: 8,2; 9,18; 14,33; 15,25; 20,20, wobei 14,33 als besonders zentrale Stelle in ein eigenes Kapitel ausgelagert und 20,20 aus Platzgründen nur in einer Fußnote abgehandelt wird. Im Gegenüber zu anderen Auslegern möchte Leim nachweisen, dass, obwohl die Proskynese in 14,33 anders motiviert ist als in den anderen vier Belegen, auch deren Klassifizierung als „supplicatory worship“ (M.A. Powell) zumindest auf der Diskursebene unzureichend ist. Das Kapitel beginnt chronologisch mit einer Detailexegese von Mt 8,2–4, die auch den unmittelbaren Kontext der Perikope in den Blick nimmt (7,21–23), da laut Leim bereits dort der „christological turn“ stattfindet, der den Leser auf die erste ausführlich erzählte Wundergeschichte des Matthäusevangeliums vorbereitet (S. 91). Als verbindendes Element der beiden Abschnitte ist besonders die Betonung von Jesu Autorität wichtig, die als zentrales christologisches Motiv die gesamte Evangelienerzählung durchzieht. Jesus spricht und agiert nicht wie jemand, durch den Gott handelt, sondern als seien die Autorität und Macht Gottes ihm zu eigen. Zugleich, so argumentiert Leim, ist er als „Sohn“ *per definitionem* immer schon dem

„Vater“ zugeordnet, durch den ihm „alle Macht gegeben“ (28,18; vgl. 11,27) und mit dem er folglich nicht identisch ist. Diese enge Verzahnung von Christologie und Theologie weitet Leim noch auf die sich im Matthäusevangelium abzeichnende Ekklesiologie aus: Indem seine Autorität die der jüdischen Eliten immer wieder übertrifft, werde das Volk Gottes im Matthäusevangelium an Jesus gebunden und damit „christologisch umgeprägt“. Leims Ansicht nach verwendet Matthäus auch den Proskynese-Begriff im Sinne seiner Christologie für paradigmatische bzw. Erstbegegnungen: Zunächst für die Magier, die Jesus als erste öffentlich begegnen, sodann in der ersten ausführlich erzählten Heilungsgeschichte, im ersten Bekenntnis Jesu als „Sohn Gottes“ und bei den ersten Auferstehungszeuginnen und -zeugen.

Ähnlich wie in 8,2 beginnt auch die Serie von Heilungserzählungen in Mt 9,18 mit der stilisierten Annäherungsformel, die eine Proskynese des Bittstellers einschließt. Auch für Mt 9,18–33 folgt nun in Leims Dissertation eine ausführliche Exegese und mikrokontextuelle Einordnung der Perikope, die Jesu Macht nicht nur zu heilen, sondern auch Tote zu erwecken, beschreibt. Analog verfährt der Autor mit Mt 15,21–28, wo die kanaanitische Frau noch einmal besonders als Kontrastfigur zu Israel und zu den Jüngern Jesu analysiert wird. Sie, die sich als Nicht-Israelitin jüdischer Kultsprache bedient, zeuge wie die Magier und der Hauptmann von Jesu Ablehnung in Israel und seiner Akzeptanz bei heidnischen Einzelpersonen. Mit diesem Beispiel kann Leim also noch einmal den christologischen Gehalt der matthäischen Proskynese und dessen Verzahnung mit der Ekklesiologie des Evangeliums hervorheben.

Der Stelle, die Leim gleichsam als „hermeneutischen Schlüssel“ für die matthäische Proskynese bezeichnet, widmet er das fünfte Kapitel seiner Arbeit. Für Mt 14,22–33 bietet er eine besonders detaillierte Vers-für-Vers-Exegese, wie immer mit Blick auf ihr literarisches und motivisches Setting (insbesondere 8,23–27, ihr literarisches Pendant, und 21,1–17). Von der Besprechung der sieben Identifikationen Jesu in sieben Versen der Perikope bis zu den Parallelen zur Exodus-Erzählung werden alle sprachlichen Besonderheiten aufgegriffen und erklärt. Die Proskynese der Jünger in Mt 14,33 ist in mehrfacher Hinsicht *zentral*: Sie bildet die Mitte der insgesamt sieben auf Jesus ausgerichteten Proskynese-Belege und steht noch dazu mit dem 14. Kapitel in der Mitte des gesamten Evangeliums. Ähnlich wie in 2,11 und 28,9.17 vollziehen die Jünger die Handlung hier außerdem in Reaktion auf Jesu Identität, weshalb Leim diese Stelle eher im Zusammenhang mit den Belegen im Rahmenteil des Evangeliums sieht. Von ihr ausgehend lassen sich ihm zufolge alle matthäischen Proskynesen verstehen, weshalb Mt 14,33 gleichsam die „Ungrammatikalität“ dekodiert. Wenn die Jünger Jesus in 14,22–33 als „Sohn Gottes“ sehen, sehen sie ihn als „filial repetition“ des Vaters (S. 162): Jesus handelt wie Gott, spricht wie Gott, bezeichnet sich sogar mit dem Namen des Vaters (14,27) und empfängt die dem Vater gebührende Verehrung. Daher bezeichnet Leim das Ereignis in Mt 14,22–33 als eine Theophanie „of a uniquely *filial* sort“ (S. 164). Die Identität des Vaters kann im Mat-

thäusevangelium nicht ohne den Sohn artikuliert werden und deshalb ist es kein Widerspruch, wenn beide dieselbe Form der Ehrerbietung erfahren.

Im sechsten Kapitel schließlich widmet sich Leim nicht länger dem Motiv der Proskynese, sondern der Vater-Sohn-Sprache des Matthäusevangeliums an sich. Das letzte inhaltliche Kapitel seiner Arbeit ist sehr dicht und von vielen Sprüngen zwischen den relevanten Stellen gekennzeichnet, um deren Bezüge untereinander zu illustrieren. Der Autor beginnt mit einer These: Jesu Identität werde durch die Erzählung – und nicht durch christologische Hoheitstitel – geprägt, und es gebe gerade deshalb so viele Bezeichnungen für Jesus im Matthäusevangelium, weil eine die andere ergänze und qualifiziere. Leim zieht also einige Stellen in Betracht, in denen das „paternal-filial idiom“ besonders stark zur Geltung kommt.

Er beginnt mit Mt 22,41–46, wo Jesus selbst den Pharisäern die Frage nach seiner Herkunft stellt und der Geist Gottes in V. 43 als Zeuge für die Identität des Sohnes angeführt wird. Dies eröffnet laut Leim eine weitere Steigerung der Komplexität der matthäischen Christologie, indem sie nicht nur aufs Engste mit der Theologie (und Ekklesiologie, s.o.), sondern auch mit der Pneumatologie verwoben sei. Er bezeichnet den Geist als das „Band“ zwischen Vater und Sohn, das dessen „mutual lordship“ bezeuge (S. 182; vgl. auch Mt 1,18.20; 10,20). Als zweite Referenz dient ihm Mt 3,1–17, wo Matthäus den in Jes 40,3 angekündigten Kyrios, dessen Referent bei Jesaja der Gott Israels ist, mit Jesus identifiziert. Dann geht er über zu Mt 11,1–27 und handelt ausführlich über die Verse 25–27, in denen Jesus sich selbst als „Sohn“ bezeichnet. Über Gott-Vater zu sprechen bedeute für Matthäus gleichsam, schon über den Sohn gesprochen zu haben. Zudem argumentiert Leim, die Partizipation des Sohnes an der Herrschaft des Vaters rühre an den Kern ihrer sich gegenseitig konstituierenden und sich gegenseitig offenbarenden Beziehung. Mit der Frage nach der Einzigkeit Gottes, die laut Leim in Mt 22,41–46 christologisch reartikuliert werde, kehrt der Verfasser nun zur ersten seiner in diesem Kapitel besprochenen Stellen zurück. Im Vergleich zu Mt 4,10 arbeitet er heraus, dass mit dem Liebesgebot auch in 22,34–46 ein zentraler jüdischer Gedanke eingespielt werde (vgl. Dtn 6,4f.), der durch seine narrative Einbettung aber auf Jesus ausgeweitet wird. Die parallel formulierten Aussagen in Mt 23,8–10 sowie die Klimax am Ende des Kapitels, wenn mit Jesu Verlassen des Tempels dieser gleichsam von Gott verlassen wird, dienen zur Unterstützung der These von einer komplexeren „monotheistischen“ Denkweise des Matthäus.

Schließlich zeigt Leim ausführlich die bekannten Verbindungen von Mt 1,23; 18,20 und 28,20 auf. Während er die Fragen nach einer möglichen Präexistenz Jesu und einer betonten Weisheitschristologie im Matthäusevangelium nicht als vorrangig wichtig erachtet, kommt es für seine Fragestellung darauf an noch einmal zu betonen, dass Gott und Jesus im Matthäusevangelium sprachlich differenziert, aber in

ihrer Identität als Vater und Sohn durch Form und Inhalt der Erzählung vereinheitlicht (und doch nicht gleichgesetzt) werden. Matthäus habe mit seiner Christologie eine Weise gefunden, die Präsenz des Vaters zu „kommunizieren“. Der literarisch-theologische Effekt von Jesu exklusiver und die gesamte Erzählung umspannenden Rede über den „Vater“ sei die Unmöglichkeit, die Identität Gottes unabhängig von dieser speziellen Vater-Sohn-Beziehung zu artikulieren. Da alle 44 „Vater“-Belege durch einen Bezug entweder auf Jesus selbst oder seine Jünger qualifiziert sind, sei die „Vater“-Sprache im Matthäusevangelium nicht einfach nur eine jüdisch geprägte Gepflogenheit, sondern vermittele immer auch einen spezifischen christologischen oder ekklesiologischen Inhalt.

Abschließend fasst Leim im siebten Kapitel die Ergebnisse seiner Arbeit noch einmal zusammen und schließt mit einem Postskript, das Ausblicke auf eine trinitarische Hermeneutik bietet. Treffend formuliert er seine zentrale Erkenntnis: „In sum, I argued that Matthew has reshaped the identity of – and therefore Israel’s fundamental confession of and commitment to – ‚the Lord God‘ around the Father and the Son“. Ob seine Studie, wie er behauptet, wirklich „clarity amidst an overriding conceptual confusion“ in der Matthäusexegese gebracht hat, ist zu bezweifeln; allerdings ist dies weniger dem Verfasser der Dissertation, sondern dem Evangelienautor anzulasten. Dieser hat ein schier undurchdringbares Netz von Christologie und Theologie (und Ekklesiologie und Pneumatologie) geschaffen, die keine scharfen Trennlinien kennen und nur in gegenseitiger Abhängigkeit einigermaßen zu fassen sind. Für diese äußerst komplexe Verzahnung bietet Leims Dissertation eine gute und von einem Teilaspekt hergeleitete Annäherung, ohne vermutlich jemals volle Klarheit erreichen zu können.

Leim hat in diesem Zusammenhang deutlich gezeigt, dass „Proskynese“ nicht nur eine Lieblingsvokabel des Evangelisten Matthäus ist, sondern die Wahrnehmung und, wie er argumentiert, auch die Antwort des Lesers auf Gott-Vater und seinen Sohn prägen soll. Er leistet damit einen wichtigen Beitrag zum von L.W. Hurtado und anderen schon länger geführten Forschungsdiskurs um die sog. „Jesus devotion“. Zudem ist Leims Ansatz, das Matthäusevangelium weniger als das Produkt einer komplexen Redaktionsgeschichte, sondern verstärkt als literarisch kunstvolle und zugleich spannungsvolle Einheit zu interpretieren, ein Gewinn nicht nur für die Wahrnehmung, sondern auch für das Verständnis der „Ungrammatikalitäten“ des Textes und möge zur Klärung weiterer solcher Fälle anregen.

**Zitierweise:** Lena Lütticke. Rezension zu: *Joshua E. Leim. Matthew’s Theological Grammar. Tübingen 2015*  
in: bbs 7.2017 [http://www.biblische-buecherschau.de/2017/Leim\\_Matthew.pdf](http://www.biblische-buecherschau.de/2017/Leim_Matthew.pdf)